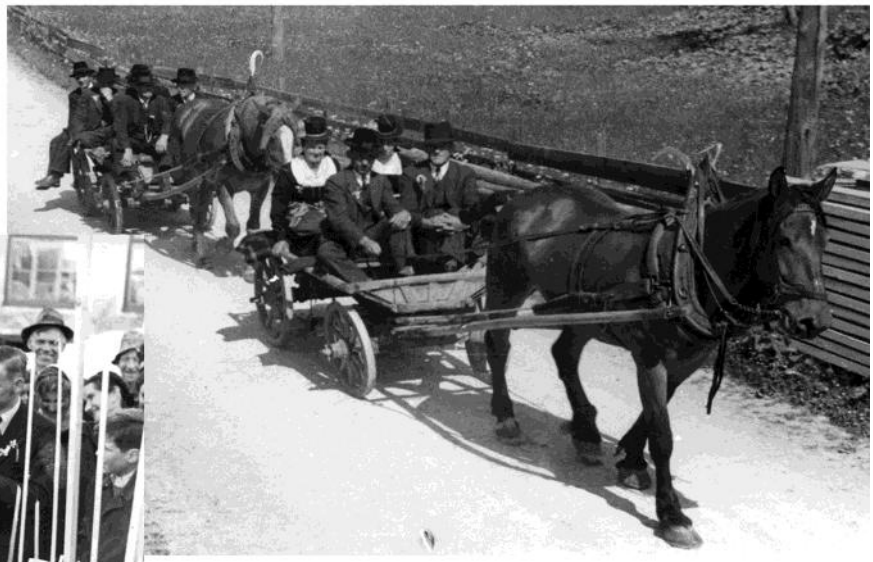
KAMMBERG SCHRIFTEN

HEIMATVEREIN PILLERSEE

Nr. 29 Vereinsblatt des Heimatvereins Pillersee Frühjahr 2017



Hochzeiten in Pillersee

Die Pillerseer Pfarrmatriken
Die Trauungsbücher

Hans Bachler

Nachdem wir uns in der letzten Ausgabe der Kammbergschriften mit den Taufbüchern der vier Pillerseegemeinden beschäftigt haben, werfen wir heute einen Blick auf die Trauungsbücher. Für jemanden, der sich mit seiner eigenen Familiengeschichte beschäftigen will, sind diese ein guter Ausgangspunkt, weil man hier, besonders ab dem 19. Jahrhundert, relativ viele Informationen zu Braut und Bräutigam und ihre Familien findet.

Die frühesten Hochzeiten in Pillersee sind in der Pfarre St. Ulrich eingetragen. Die Aufzeichnungen beginnen hier mit dem Jahre 1618, also mit dem Jahr des Ausbruchs des Dreißigjährigen Krieges. In Fieberbrunn fangen die Trauungsmatriken im Jahre 1664, in St. Jakob und Hochfilzen 1787 an. Für Hochzeiten in diesen drei Gemeinden, die vor diesem Zeitpunkt stattgefunden haben, müsste man also in den Matriken von St. Ulrich nachsehen. Die Veröffentlichung im Internet durch das Tiroler Landesarchiv endet im Jahre 1938, da nach dem Anschluss an das Deutsche Reich, wie schon in der letzten Nummer vermerkt, die Führung der Matriken von den staatlichen Standesämtern übernommen wurde. Insgesamt sind in diesem Zeitraum in St. Ulrich 1575 Trauungen aufgezeichnet, in Fieberbrunn 3001, in Hochfilzen 337 und in St. Jakob 247, gesamt also 5160 Hochzeiten.

Sehen wir uns nun die Trauungsmatriken etwas genauer an. Natürlich hat sich auch hier die Form der Aufzeichnung im Laufe der drei Jahrhunderte stark verändert. In den ältesten Matriken sind neben Namen von Braut und Bräutigam (ledig oder verwitwet) noch der trauende Priester und die Trauzeugen angegeben. Nehmen wir als Beispiel die älteste Eintragung im Matrikenbuch von St. Ulrich (siehe unten):

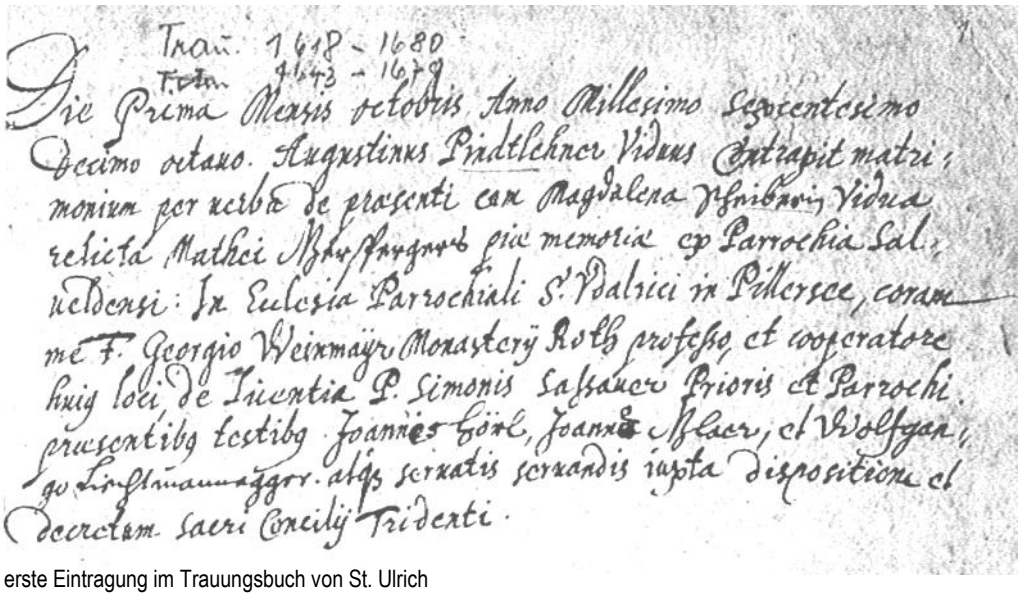
Das heißt: Am 1. Oktober 1618 heiratet der Witwer August Pindtlehner Magdalena Scheiberin, Witwe des Mathias Gersperger in der Pfarrkirche St. Ulrich in Pillersee. Priester ist Georg Weinmayr aus dem Kloster Rott, als Zeugen werden genannt Johann Hörl, Johann Glaer und Wolfgang Lichtmannegger. So wie auch die Taufbücher werden die Trauungsmatriken lange Zeit auf Latein geschrieben.

Zum Vergleich nun die erste Hochzeit des 20. Jahrhunderts in Hochfilzen am Beispiel des Bräutigams. Hier sind die Informationen über die Brautleute bereits wesentlich umfangreicher:

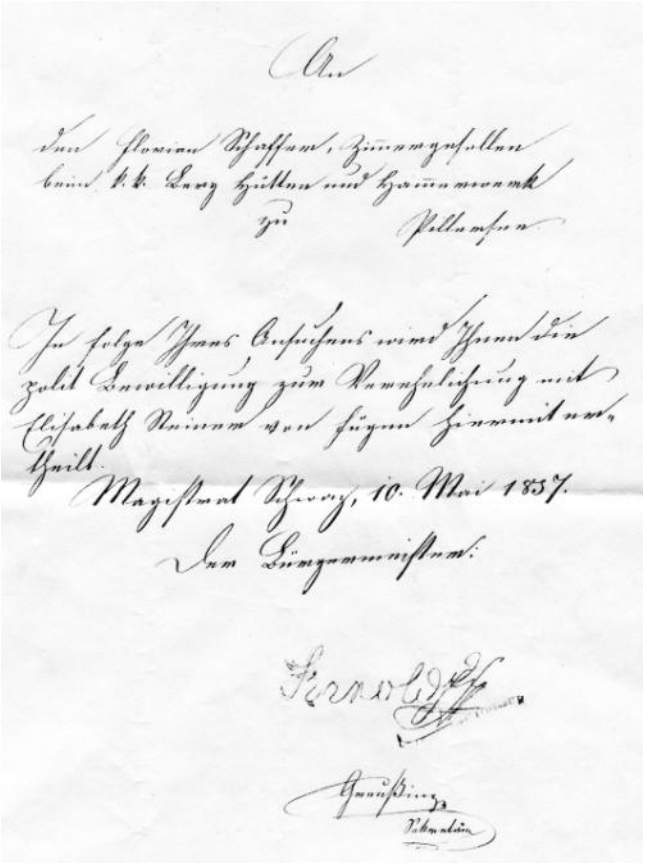
Zeit der Trauung		Ortschaft und Haus №	Bräutigam					
Jahr	Monats-Tag		Name, Abstammung, Amt, oder Gewerbe und bisheriger Aufenthalt	Religion: Katholisch	Religion: Protestant	Altersjahr	Unverehelicht	Witwer
1900.		Hochfilzen: Unterrain Nr. 40.	Martin Hain, ein ehelicher Sohn des Anton Hain, Bauer zu Unterfaßenberg noch am Leben und der Elisabeth geb. Wimmer, nun selig, ledig, katholisch, Bauernarbeiter in Hochfilzen und in Unterrain Nr. 40 in Wohnung und Aufenthalt.	1	.	25/V 1856	1	.

Angegeben sind nun zusätzlich die Eltern von Bräutigam und Braut sowie die Geburtsdaten der Brautleute – ein Ansatzpunkt, von dem aus man bei der Ahnenforschung gut weiterarbeiten kann.

Heiraten in früherer Zeit war nicht für jeden so einfach möglich. Wenn jemand eine Ehe eingehen wollte, musste er nachweisen, dass er eine Familie erhalten kann und nicht der Sozialfürsorge der Gemeinde zur Last fallen würde. Benötigt wurde daher bis in die 20-er Jahre des letzten Jahrhunderts eine Heiratsgenehmigung der Gemeinde. Dieser „politische Ehekonsens“ ermöglichte es Gemeinden, Paare, die weder ein Haus noch Vermögen besaßen, die Ehe zu verweigern. Damit war vor allem für die meisten Knechte und Mägde und einfachen Arbeiter eine Ehe praktisch unmöglich.


Trau. 1618 - 1680
Tot. 1643 - 1679
Die Prima Mensis octobris Anno Millesimo Sexcentesimo Decimo octavo. Augustinus Pindtlehner Viduus Contrahit matrimonium per verba de presenti cum Magdalena Scheiberin Vidua relicta Mathei Gerspergers pie memoriae ex Parrochia Salzburgensi: In Ecclesia Parrochiali S. Udalrici in Pillersee, coram me F. Georgio Weinmayr Monasterij Rotb professo, et cooperatore huius loci de licentia P. Simonis Salzauer Prioris et Parrochi presentibus testibus Joannes Hörl, Joannes Glaer, et Wolfgango Lichtmannegger. alijs servatis servandis iuxta dispositionem et decretum Sacri Concilij Tridenti.

erste Eintragung im Trauungsbuch von St. Ulrich



Beispiel für eine Ehebewilligung des Magistrats Schwarz für den Hüttarbeiter Florian Schaffer in Pillersee.

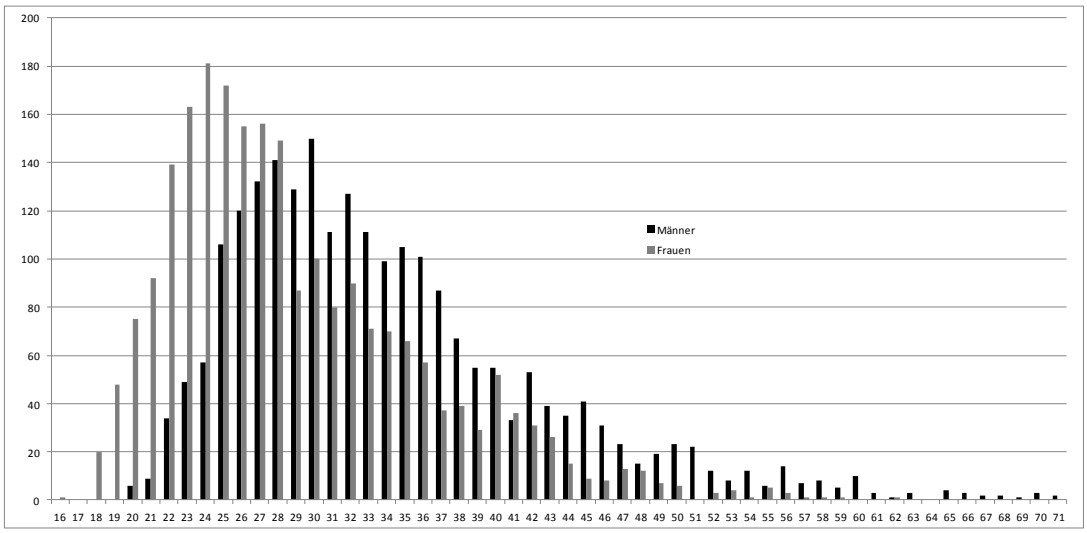
Daneben gab es kirchliche Heiratsverbote, die Ehen mit Verwandtschaftsverhältnissen bis zum vierten Grad verboten, für diese brauchte man dann einen kirchlichen Dispens.

Dieser Umstand trug dazu bei, dass das Ehealter der Paare relativ hoch war. Für Männer war das Durchschnittsalter bei der Eheschließung 34 Jahre, für Frauen 29 Jahre. Diese Zahlen beziehen sich auf die Zeit seit knapp vor 1800 – ab da wird das Alter der Brautleute in den Matriken angegeben. Zirka 15% der Ehen waren Zweit- oder in seltenen Fällen Drittehen. Starb der Partner, heiratete man oft schnell wieder. Witwer hatten häufig eine Schar von Kindern zu betreuen, Witwen mussten danach trachten, dass jemand den Betrieb, ob Hof oder Gewerbe, weiterführt. Das Durchschnittsalter für Erstehen verschiebt sich, wenn man die Wiederverheirateten herausrechnet, um ungefähr zwei Jahre nach vorne.

Erst mit dem Fall der Heiratsbeschränkungen sank das Heiratsalter. 1970 lag das mittlere Heiratsalter in Österreich für Frauen bei 21,7 Jahren, für Männer bei 24,4 Jahren. Seitdem heiratet man wieder später und hat nun praktisch wieder den Wert vergangener Jahrhunderte erreicht (2014: Frauen 30 Jahre, Männer 32,4 Jahre).

Seinen Partner suchte man sich meist in der näheren Umgebung. Man blieb unter sich, Bauernfamilien heirateten untereinander, oft auch in der direkten Nachbarschaft. Natürlich gab es hier auch Beziehungen zu den umgebenden Gemeinden, Hochfilzner suchten sich ihre Partner öfters in Leogang, St. Ulricher in Waidring und Fieberbrunner in St. Johann. Auch Saalbach und Hinterglemm boten über die Almen Kontaktmöglichkeiten. Meistens stammten die Partner allerdings aus den Heimatgemeinden. Auch die Handwerker schlossen die Ehe in ihrem Umfeld, ebenso die Hüttarbeiter des Eisenwerkes Pillersee. Diese gehörten auch zu den wenigen, die „frisches Blut“ ins Pillersee brachten. Hüttarbeiter wanderten oft aus dem Zillertal oder der Haller und Schwazer Gegend zu, Handwerker wie Schuster und Schneider kamen häufig aus Osttirol oder Kärnten.

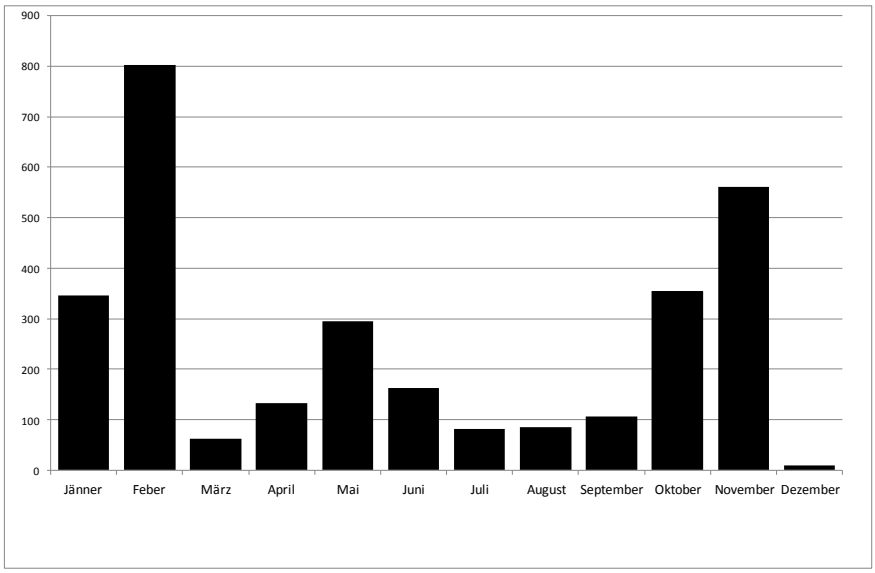
Für Fieberbrunn: Von jenen Bräutigamen, bei denen die Herkunft angegeben ist, lebten rund 82% in Fieberbrunn, 7% in den restlichen drei Pillerseegemeinden, 5,5% kamen aus dem übrigen Bezirk Kitzbühel und jeweils rund 2% aus Nordtirol und Salzburg, meist aus dem Pinzgau. Der große Anteil der heimischen Fieberbrunner wundert hier nicht, da man meist in der Heimatgemeinde des Bräutigams heiratete. Allerdings sind auch für die Bräute die Zahlen nicht grundlegend anders: 72% stammten aus Fieberbrunn, weitere 10% aus den Pillerseer Nachbargemeinden. Noch einmal 11% stammen aus dem Bezirk Kitzbühel, meist aus den Nachbargemeinden St. Johann und Kirchdorf. Es bleiben also noch rund 5% für die Bundesländer Salzburg und Tirol und nur 2% der Bräute stammen aus dem restlichen Österreich und ganz vereinzelt aus Bayern.



Alter der Brautleute bei der Eheschließung

Mit dem Hochzeitstermin richtete man sich nach der Arbeit. So waren die Monate Februar und November, in denen es in Haus und Hof am wenigsten zu tun gab, die mit Abstand beliebtesten Termine, fast die Hälfte aller Hochzeiten fanden in diesen beiden Monaten statt. Im Advent wurde praktisch überhaupt nicht geheiratet.

Am Beispiel Fieberbrunn:



Geheiratet hat man ursprünglich im Heimatort des Bräutigams. Mit dem Bau der Eisenbahn, die 1875 eröffnet wurde, kamen Wallfahrtsorte stark in Mode. Man schloss nun den Bund der Ehe zwischen Innsbruck und Salzburg, in manchen Jahren fanden in den Heimatorten kaum mehr Hochzeiten statt. Der beliebteste Trauungsort war Maria Alm (ca. 150 Hochzeiten), gefolgt von Absam, Maria Kirchental und Maria Plain bei Salzburg. Für weniger Wohlhabende war die Hochzeit in einem Wallfahrtsort eine Möglichkeit, die doch sehr kostenintensive Hochzeitfeier zu umgehen, ansonsten erhoffte man sich vielleicht von der Heirat in einem bekannten Wallfahrtsort besonderen Segen für die Ehe.

Die Trauzeugen (zwei oder drei an der Zahl) stammten früher wie heute meist aus der Verwandtschaft oder waren Berufskollegen. Heiratete man auswärts, nahm man oft keine eigenen Trauzeugen mit. Hier unterschrieb dann meist der örtliche Mesner bzw. der Lehrer.

Übrigens fällt auf, dass die Unterschrift der Trauzeugen noch bis zur Wende zum 20. Jahrhundert oft nur aus einem Kreuz bestand, das dann vom Priester „beglaubigt“ wurde.

Die Tiroler Bauernhochzeit

Franz Friedrich Kohl

Der österreichische Volksliedsammler Franz Friedrich Kohl (1851 – 1924) beschreibt in einer Publikation[1], wie sich eine große Bauernhochzeit in der Zeit vor 1900 in unserer Gebend abgespielt hat. Als Gewährsleute führt er den Lehrer Karl Kuppelwieser und Fräulein Maria Eder aus Hochfilzen an. Der Text wir hier gekürzt in der Originalschreibweise wiedergegeben:

Die Bevölkerung des Pramautales und Leukentales ist wie im Brixentale und im Unterinntale besonders lebenslustig, lieder- und tanzfroh. Man mag dabei leicht verstehen, daß hier die Hochzeitslust einen Grad erreicht, wie selten im deutschen Südtirol und der Hochzeitslader von Waidring berechtigt ist, wenn er die „Bua^{b}n“ bei seinem „Hochzeitsdank“ in köstlich naiver Art bittet, nicht zu raufen und sich sittlich zu betragen, „damit niemand schlechter nach Hause gehe, als er gekommen ist.“

Der Heiratsbursche wirbt meist selbst bei den Eltern des Mädchens seiner Wahl ohne Beachtung namhafter Bräuche. Er sagt vielleicht: „Du, i mächt die Tochta N. zon Weib ha^{b}m, kunst ma sie woll ge^{b}m.“ Von einer Mitgift oder von einem Vermögen ist keine Rede; der Werber kennt ohnedies die Verhältnisse des Hauses und muß selbst in der Lage sein, eine Familie zu ernähren. Das Streifen der Geldfrage könnte unter Umständen für die Werbung verhängnisvoll werden. Ein Erbe kann der Braut erst nach dem Ableben der Eltern zufallen, aber die übliche Ausstattung bringt sie mit in die Ehe. Nachdem das Jawort gesprochen, gibt der Bräutigam je nach seinen Vermögensverhältnissen ein „Drangeld“ von 100 – 200 Kronen und auch mehr; er wird bewirtet, was Küche und Keller vermag. In fröhlichem Zusammensein und in zukunftsfreudiger Stimmung wird die Hochzeit besprochen. Nach altem Brauch hat der Bräutigam das Brautkleid zu kaufen.

Vier oder fünf Tage vor der Hochzeit, welche an einem Montag oder Dienstag stattfindet, wird die Ausstattung der Braut – „die Fertigung“ – abgeholt. Der Bräutigam erscheint festlich gekleidet mit einem oder mehreren Schlitten oder Wagen und seinen „Schnöllern“ (Kutschern) im Hause der Braut. Hier wird ihnen wacker aufgekocht. Die Pferde sind mit Bändern, Blumensträußen und Federn geschmückt. Hat man die Habseligkeiten der Braut aufgeladen, so wird noch obenauf neben andern Sachen als Sinnbild des häuslichen Fleißes das Spinnrad mit einer von einem roten Seidenbande umschlungenen Flachsreis-

te angebracht und der Zug setzt sich in Bewegung. In einiger Entfernung hinter dem Schlitten führt ein Bursche die mit Bändern und Blumen geschmückte Brautkuh, das Hochzeitsgeschenk der Eltern, und wieder in einem Abstande von dieser schreiten die Brautleute. Nach alter Sitte wird die Brautkastenfuhr aufgehalten, was man hierorts „vermachen“ heißt. Dies geschieht jedoch ohne Reimsprüche. Den Vermachern muß zur Freimachung des Weges ein Trinkgeld gegeben oder eine Zeche bezahlt werden.

Einen Polterabend im alten Sinne kennt man in Hochfilzen und St. Johann nicht; als solcher mag aber immerhin der „Nåchttånz“ gelten. Am Abend vor der Hochzeit wird meist im Hause der Braut, seltener – wenn es die Umstände fordern – in einem Gasthause bei Bier und Tee, bei Tanz und Gesang eine Art Brautabschied gefeiert, an dem sich die Hausinsassen, die Dienstboten und Nachbarsleute beteiligen. Die Kosten tragen die Brautleute.

Am Hochzeitsmorgen holt der Wirt, bei dem die Hochzeitstafel stattfindet, mit seinem Gespann zuerst den Bräutigam, dann die Braut und endlich die Eltern der Braut ab, im Falle diese nicht selbst über Pferd und Wagen verfügen. Auch die übrigen Gäste erscheinen meist zu Pferd und Schlitten, selten zu Fuß. Der Bräutigam empfängt vor dem Gasthause die Braut, welche vor ihrem Abgang aus dem Heimathause, wie es überall in Tirol üblich ist, noch kniend den Elternsegen empfangen hat. Beide zusammen begrüßen nun die anrückenden Gäste und reichen ihnen als Willkommtrunk ein Glas Glühwein. In einem eigenen Zimmer – in der Hochzeitsstube – werden die Hochzeitsleute „aufbuscht“. Die Braut heftet dem Bräutigam selbst ein Sträußchen auf den Hut und eines an die Brust. Ihr wird der Brautkranz auf den Kopf gesetzt und ein Sträußchen am Arme oder an der Brust befestigt. Den Brautkranz zu tragen sind nur „Kranzbräute“ berechtigt, nicht aber Witwen und gefallene Mädchen. Alle männlichen Gäste erhalten einen Strauß als Hutzierde; den weiblichen wird ein Sträußchen an den Arm gebunden oder an die Brust gesteckt. Kranzeljungfern kennt man hier nicht. Die Musikanten und Schnöller, sowie alle im Gasthaus Bediensteten bekommen als Hochzeitsabzeichen ein Seidenband. Die ganze „Aufbuschung“ wird von den Brautleuten beigestellt.

Um 9 Uhr versammelt der Hochzeitslader in der großen Stube die Gäste zur „Morgensuppe“. In Hochfilzen besteht sie aus Nudelsuppe mit Würsten und heißem Wein und Bier. Früherer Zeit wurde nur eine Brotsuppe aufgetragen. Auch die Schnöller und Musikanten erhalten vom Bräutigam als Frühstück, das sie während der kirchlichen Funktion einnehmen, Suppe, ein Voressen und Rindfleisch, beim Mittagsmahl Suppe, Voressen und Braten mit Beilagen. – Ist die Braut eine Kranzbraut, so holt der Hochzeitlader vor 10 Uhr die Geistlichen aus dem Widum, wenn sie überhaupt geladen werden, und stellt den Hochzeitszug zusammen. Bei Glockengeläute und Musik bewegt sich der Zug in folgender Ordnung zur Kirche: Musik, Braut von einem Geistlichen oder Zeugen begleitet; Bräutigam mit der Brautmutter (Tauf- oder Firmpatin der Braut); Brautvater (Pate des Bräutigams) mit dem Hochzeitslader; die Hochzeitsbua^{b}m; die Dinal; die Jungferndiener; die verheirateten männlichen und weiblichen Verwandten und sonstigen Gäste.

In der Kirche treten die Brauteltern mit den Zeugen zum Altare, die anderen Hochzeitsleute nehmen in den Stühlen Platz. Zunächst geht die Trauung vor sich, ihr folgt ein Amt, bei welchem auch Hochzeitslieder gesungen werden. Während des Offertoriums gehen alle zum Altare opfern. Nach dem Amte wird der Wein (Johannessegen) geweiht, den der Wirt mit Gläsern in die Sakristei schickte. Der Priester gibt davon dem Hochzeitspaare dreimal zu trinken; dann nehmen die Jungfrauendiener Wein und Gläser vom Altare und geben vom Johannessegen den Hochzeitsgästen in den Stühlen.

Der Auszug aus der Kirche geht in der nämlichen Ordnung wie der Einzug vor sich. Vor der Kirche harrt die Musik und stellt sich an die Spitze. Unter ungeheurem Jubel bewegt sich der Zug. Die Burschen werfen jodelnd und jauchzend die Hüte in die Höhe, schlagen Rad und „schuhplatteln“ in tollster Ausgelassenheit. Vor dem Gasthause wird „vermacht“ und Masken führen Szenen und Schwänke auf mit Bezugnahme auf den Bua^{b}mstånd des Hochzeiters, auf seinen Beruf, auf Vorkommnisse im Liebesleben der Brautleute. Die „Vermacher“ erhalten ein Trinkgeld. Meist wird schon beim Verlassen der Kirche von zwei Männern die Braut gestohlen und in ein Gasthaus geführt.

Im Hochzeitshause kleiden sich die Gäste um. Die Bua^{b}m und die Dianal ziehen dann mit der Musik „über´s Gassal“ in ein anderes Gasthaus zum „Kranzltånz“. Hier gibt man sich bis 3 Uhr nachmittags mit unverminderter Lust dem Tanze hin. Die Zeche bestreiten die Hochzeitsburschen. Der Hochzeiter geht unterdessen mit der Brautmutter die Braut suchen und bezahlt die aufgelaufene Zeche der „Stehler“, die mitunter nicht klein ist. Nach erfolgtem Aufrufe kehrt das Jungvolk unter den Klängen der Musik vom Kranzltanz in das Hochzeitshaus zurück. Der Hochzeitslader hat auch die Aufgabe, die Hochzeitsgäste aus den verschiedenen Gasthäusern zusammenzurufen, man rüstet sich zum Mahle. Dieses beginnt um 4 Uhr nachmittags. Speisezettel aus Hochfilzen: Eingekochte Suppe mit Würsten; Voressen (geröstete Lunge); Knödl mit Kraut. – Nach dem Knödlessen geht der Hochzeitslader von Tisch zu Tisch und sammelt das „Mahlgeld“ ein. Jeder bezahlt sich sein Essen selbst; von den Brautleuten wird nur für die Eltern, die Brautmutter und den

Hochzeitslader bezahlt. – Rindfleisch mit Gemüse; erste Torte; gebackenes Kalbfleisch und gebackene Leber; zweite Torte; Kalbsbraten mit Kompott und Salat; dritte Torte; Hochzeitsnudel („Germküchl"). Nach dem Einsammeln des Mahlgeldes beginnt die Musik zu spielen. In Hochfilzen begeben sich die Jungen bereits von Zeit zu Zeit auf den Tanzboden, während das Mahl seinen ruhigen Fortgang nimmt. Die einzelnen Speisen werden jenen, die gerade auf dem Tanzplatze sind, auf die Teller gelegt und von engen Bekannten oder dem Hochzeitslader nachgetragen.

Werden die Hochzeitsnudel aufgetragen, so wird für die Brautleute „geweist", so heißt man das Abgeben von Geldgeschenken. Die Brautleute setzen sich an geeigneter, bequem zugänglicher Stelle an einen Tisch. Vor ihnen steht ein großer Teller mit einer Serviette. So nehmen sie die Geldgeschenke der Gäste entgegen, die zur Deckung der Kosten gelegentlich der Hochzeit und als kleines Angebinde gelten sollen. „Sö solln ba da Håazad kåan Schå^{d}n å^{b}n" – heißt es. Zuerst „weist" der Brautvater (100 – 200 K), dann die nächsten Verwandten (10 – 20 K) und die übrigen Gästen nach dem Grade der Verwandtschaft und ihres Vermögens (4 – 6 K). Nach dem „Weisen" nimmt die Brautmutter der Braut den Kranz ab und heftet ihn an den Hut des Bräutigams. Zum Schluß des Mahles spricht der Hochzeitslader in biederen, meist gereimten Worten den „Abenddank" zu den Gästen und den Wirtsleuten und richtet Mahnworte an die Hochzeitsburschen. In St. Johann eröffnet das Brautpaar nach Beendigung des Mahles den Tanz. Man gibt sich nun mit der ganzen Lebenslust dem Tanzvergnügen und dem Gesange hin. Es tanzt jung und alt, „åls, wås dö Haxn imstònd is zon ziachn". Die ältesten Weiblein werden herausgeholt und wenn jemand sitzen bleiben müßte, ohne ein Tänzchen machen zu können, würde er es als kränkende Hintansetzung empfinden.

Vor der Heimkehr der Brautleute wird das Wirtshaus vorne und hinten versperrt und es geht das „Absingen" los. Einige schneidige Sänger und Gsangldichter singen nun lustige, satirische und oft hübsch derbe Schnaderhüpfel, welche sich inhaltlich entweder überhaupt mit dem Heiraten befassen oder im besonderen mit den Hochzeitern und deren Vorleben. War der Bräutigam selbst ein sangesfreudiger und lebensfroher Bursche, so singt er zurück. Es gibt dabei recht drastische „Gsangln" und viel Stoff zum Lachen. Zwischen den Gsangl´n spiel die Musik von Zeit zu Zeit Zwischentakte, welche den Sängern Zeit bieten, Neues zu erdenken. Fast bei jeder Hochzeit hört man unter anderem z. B. folgende zwei „Gsangl:

Daß er ötz kheiröt håt,
Dås bi i frouh;
Ötz leit er an Bödt dabei,
Nimma aufn Stråuh.

I wünsch da viel tausnd Glück,
Die Buabm dös werdn rechtö Strick
Zon håamgehn werdn s´zòch,
An Bräutigam kròtn s´ noch.

Das Absingen („Brautleute außitånz´n") dauert oft fast eine Stunde. Endlich tritt einer der Burschen vor und wünscht den Brautleuten – manchmal in Reimen – „gute Nacht!" Erst jetzt werden die Tore wieder geöffnet und können die Brautleute heimgehen. Das „Abgesungen" werden gilt als Aufmerksamkeit und ist ehrend; ein Unterbleiben würde als Mißachtung und schwere Beleidigung aufgefaßt werden. Von den Hochzeitsschnaderhüpfeln kehren bei den Hochzeiten selbstverständlich nur diese immer wieder, welche sich auf alle Brautpaare singen lassen, wozu aber jene nicht gehören, welche sich mit dem jeweiligen Brautpaare und seinen Verhältnissen befassen.

---

[1] Kohl, Franz Friedrich: Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde. Bd. III: Die Tiroler Bauernhochzeit, Sitten, Bräuche, Sprüch, Lieder und Tänze mit Singweisen, 1908, S. 253 ff

Pillerseer Orts– und Flurnamen

Hans Jakob Schroll

bischting[5]*: Bürstling* - bedeutet langes, trockenes Gras; dieser Flur befindet sich am Bärfeld

dè faula[5]*:* bedeutet eine sumpfige Stelle; Geruch des moorigen stehenden Wassers; diese Flur befindet sich beim Granbachbauern

tierwart[6]*:* Dieser Name hat mit "Tier" nichts zu tun, denn er wird von dem alten Vornamen *Dieprech*t abgeleitet.

kendlgrube[1]*:* steiler Graben, Rinne im Hang, aus lat. *canalis*, mhd. *kenel;* die Kendlgrube befindet sich im Pletzergraben

söllstått oder auch sèdlstått[5]*:* Der ursprüngliche Name der Pulvermacheralm war *"söllstattalm"*, kommt aus dem Wort *"sidel"* ahd. *"sidilla"* = Leger, Rastplatz des Viehs, Viehleger.

sèdlståttgåttan, sèdlståttstôa: Diese Flurnamen haben die gleiche Bedeutung und sind auch noch zu finden.

måránga[1]*: Anger* bedeutet Grasland, auch eingezäunt, also ein weiches, brüchiges Stück Wiese; die Flur befindet sich in Hochfilzen

aberg[5]*:* "*Aa*" = *Mutterschaf*, bedeutet also Schafberg

---

1 Schatz, Wörterbuch der Tiroler Mundarten
2 Haselsberger Wastl, Dialektwörterbuch
3 Blattl Christian, Blattl - Lieder
4 Deutsches Wörterbuch v. Jacob u. Wilhelm Grimm
5 Finsterwalder Karl, Tiroler Ortsnamen
6 Fieberbrunn Informativ 03/1982

Wia ins da schnåwi gwågsn is

Pillerseer Mundart,
gesammelt von Hans Jakob Schroll

a hèschta Knidl: ein harter Kerl, der nicht gern nachgibt

a klèckhèschts brôut: ein ganz hartes, altes Brot

mei nåchbår is ral-ô: Mein Nachbar ist nicht ganz bei sich selbst.

a schai-ei gåmuintee: eine Tasse Kamillentee

segndasgod mena: Segne es dir Gott, bzw. danke schön Philomena.

hintan buschach: hinter dem dichten Buschwerk

dè saublôda trickna u. fin tawagpeidl hèanema: Die Harnblase eines Schweines trocknen und zur Herstellung eines Tabakbeutels verwenden.

da pfårra nesbitst, tantlt u. kleiwèt an ewigkeit bei sein kèich u. da hostie umadum: Der Pfarrer wird bei der Wandlung u. Kommunion mit der Hostie u. dem Kelch einfach nicht fertig.

a so al loamsiada: ein langweiliger Mensch

da håwèch war bei dè krôn guat zan jagan: Der Habichtskauz (wurde in unserer Gegend leider ausgerottet) wäre bei den Krähen gut für die natürliche Dezimierung derselben.

vanôutn gehst ma scho lång å: Deshalb gehst du mir schon lange ab.

da umèssnhaufn bein schwaschtlingzâu dôscht: der Ameisenhaufen beim Bretterzaun

seitn winta fuaßdalig sèi: seit dem Winter am Fuß verletzt sein

tsitsaiwais s`göid ausn hosnsåck aussa toa: kleinweis, in kleinen Schritten das Geld aus dem Hosensack herausklauben

bei da redarei zôast a wuid umadum: wild gestikulierend erklären

zôastla steht a unta da tir und schaut dè gsoina nåchè: Öfter/häufig steht er unter der Türe und schaut den Frauen nach.

dè woch håts zingglèggei woi scho a droi môi[3,4] fi an vastôrma menschn gleit: Das Zügenglöckerl (wenn einer in den Zügen liegt) bzw. Totenglocke hat diese Woche schon dreimal geläutet.

a vôuricht zan mist ubrôatn: eine Vorrichtung um den Mist auszubreiten

va lauta zôun kåt a so fôama: aus lauter Zorn nur so kochen

bualein eichè[2]: ist eine Ausrufeform

bualein èichè dès is a gfrètt[2,4] : ein besonderer Ausdruck für Quälerei u. Schererei

fretter, fretten: ist für plagen, schinden und auch geizen;

heít geits hena und froschbiagei: Heute essen wir Hühner und Froschschenkel.

du håst mas ghôassn: Du hast es mir versprochen!

ådurch und owaus iwas rôa: rasch den Rain hinunter

hèit bin i mit schuachpletsn van måråcka tsrugg kema u. diasn hômb åndla weh tu: Heute bin ich mit Blasen an den Füßen vom Maueracker heim gekommen u. diese haben ordentliche Schmerzen bereitet.

da vôuda und da hinta scheaschts: der Anfang u. das Ende eines Brotes

dè grôamatkatzl send hoia woitan klôa krådn[2] : "Groamat" bedeutet 2. Mahd und bei den Katzen ist das der zweite Wurf, der kleiner ausfällt

de rôutn nagei låchnd va da hujala(b)m åcha: Die roten Nelken lachen vom Dachbodenbalkon herunter.

s`recht is dôscht wos gèid is: Das Recht ist - wo das Geld ist.

hèit schaust ôwa mieslsichtig aussa: Heute schaust du gerade nicht gut aus.

sei hôibwegs brav sist hôit di da tôifi: Sei brav sonst holt dich der Teufel!

a so a råggl: Bezeichnung für alte Kuh, auch für Frau (Scheltwort)

diasn wagsn någgsn: mutige, draufgängerische, auch stolze Kerle

woitan wagsleidig aufd fuaßsôin sèi: ziemlich empfindlich auf den Fußsohlen sein

an schafèwoian rock oda strimpf auf da blôussn haut uhå (b)m, ku wags sèi: Wenn man einen schafwollenen Rock oder Strümpfe auf der blanken Haut trägt, kann unangenehm sein.

mit dè kea(r)n va de ziwe(b)m an klôutsnbrôut kunnt i mi woitan datzina: Mit den Kernen im Klotzenbrot kann ich mich sehr ärgern; Zibeben sind eine größere Art von Rosinen mit vielen Kernen, die jetzt kaum mehr verwendet werden. Man konnte sich in den 50iger Jahren Rosinen (das war Luxus) schwer leisten

nit a so an gnett (saugnett) urichtn: Man soll es sich nicht so eilig anrichten

a uweigarèschs diandl; gsoin: ein verlockendes Mädchen, auch Frau

dès weig mi gå nit u: Das gefällt mir gar nicht!

mi di(ü)scht um a hôiwi bia: Mich dürstet um ein Bier.

de gaitlingglôgg hèscht ans ausn nèwè aussa[3] : die Glocke der Kalben (Gältling =einjähriges Kalb, kommt von galt = keine Milch gebend, nicht trächtig)

s`kuntaviech auf da ôim[3] : Gemeint ist da das kleine Hausvieh, wie Ziegen, Schafe, Schweine, auch Gänse und Hühner.

a da kapèin send vui keschznbutzn[2] : In der Kapelle liegen viele Kerzenreste.

nid ôisånt send då[2] : Nnicht alle sind da (anwesend).

s zetlkraut is hôja woitan guat wån[4] : selbst eingeschnittenes Kraut im Holzfass gelagert (zetln komt von lat. cedula, scida - abgerissene Streifen)

sei lebtådg umadum strawanzn, strawanzer[4] : Strolch, Müßiggänger, der sich viel auf der Gasse herumtreibt, auch Begleiter zweideutiger Frauenspersonen, auch roh und liederlich

Das Munitionslager in Hochfilzen 1961 - 1971

Hans Edelmaier

Im Herbst 1961 kam es in der „Kohlstatt“ auf dem Gelände des Truppenübungsplatzes Hochfilzen zur Einrichtung eines Munitionslagers als Expositur des Munitionslagers Lofer. Die Lagerung der Munition war damals im Bundesheer noch sehr provisorisch und erst um diese Zeit begann man, eine entsprechende Lagerstruktur aufzubauen. Im Loferer Hochtal hatte das Bundesheer die Baracken der Waffen-Versuchsanstalt der Wehrmacht und der später von den US Besatzungstruppen errichteten Baracken übernommen und anfangs nur eine kleine Werkstatt eingerichtet.

Damals wurde auch die Struktur der Versorgungstruppe des Bundesheeres durch Schaffung eines Kommandos der Heeresfeldzeugtruppen mit Wirkung vom 1. Dezember 1961 gestrafft. Damit im Zusammenhang steht das Bemühen um Schaffung hinreichenden Lagerraumes für die Munition.[1]

Auf Betreiben des Munitionsoffiziers des Gruppenkommandos III, Oberleutnant Wieser (federführend war der S4 des Gruppenkommandos III, Oberst Kolm) kam es im Herbst 1961 zur Errichtung von Munitionshäusern in Lofer (durch die Firma Rieser); die ersten wurden im November 1962 fertig. Weil die Lagerkapazität dort aber nicht ausreichte, errichtete man auch in Buchberg bei Bischofshofen und in Hochfilzen Außenstellen. Das gemeinsame Kommando aller drei Lager befand sich in Saalfelden. Vorerst hat man in der Kohlstatt 17 Mannschaftsbaracken aufgestellt, die aus Allentsteig herangeschafft wurden, und provisorisch als Munitionslagerhütten verwendet. Im Laufe der Zeit wurden es insgesamt 40 Mannschafts-Baracken, die als Munitionshütten Verwendung fanden. Im hinteren Teil der Kommandobaracke des Truppenübungsplatzes war ein Verwaltungsraum für das Munitionslager eingerichtet.

In Hochfilzen übernahm der später dort wohnhafte Munitionsunteroffizier Wachtmeister Alois Steiner dieses Lager (er stammte aus Flaurling), später trat noch der in Fieberbrunn wohnhafte Zugsführer Wolfgang Lang hinzu. Ihnen unterstanden sieben oder acht Jungmänner. Das waren meist rechte Rabauken, die auch im Dorf immer wieder für Stimmung sorgten, indem sie in Raufhändel verwickelt waren. Untergebracht waren sie in den Baracken des Truppenübungsplatzes.

Das Munitionsager lag zwischen der Schüttachstraße und dem Abhang des Auwaldes dort, wo die heutigen Schießanlagen „in der Kohlstatt“ liegen, bis hinauf in den Raum der „alten Biathlon-Anlage“.

Die Befüllung mit Munition besorgten die Reservisten der Nachschub- und Munitionskompanien 525 (Salzburg) und 526 (Tirol) im Zuge einer Inspektion/Instruktion. Nachdem eine solche damals maximal vier Tage dauern durften, ist davon auszugehen, dass beide Kompanien hintereinander übten, um die Befüllung innerhalb von acht Tagen (einschließlich Einrücken und Abrüsten) zu bewerkstelligen.

Zur Bewachung musste die Truppe (vornehmlich das Jägerbataillon 30 in Saalfelden und St. Johann/Pongau und das Jägerbataillon 21 in Kufstein und St. Johann/Tirol) Wachgruppen abstellen. Diese waren in einer Baracke hinter dem Küchengebäude untergebracht.

Kommandant des Munitionslagers Lofer-Hochfilzen wurde der aus Stadl-Paura zuversetzte Oberleutnant Anton Pfeiffer mit Kommando in Saalfelden. Erst Mitte der Achtzigerjahre verlegte das Kommando nach Buchberg und hieß fortan Munitionslager Buchberg-Lofer. Kurz vor 1990 wurde es dann eine Heeresmunitionsanstalt

Das Munitionslager Hochfilzen litt unter behelfsmäßigen Lagermöglichkeiten in den Holzbaracken und anfangs auch unter mangelhafter Bewachung, solange es nicht einmal eingezäunt war. Aus diesem Grund hat man dort vornehmlich schwere Munition eingelagert (für 15,5 cm schwere Feldhaubitzen und schwere Feldkanonen sowie 13 cm Raketenwerfer samt zugehörigen Beutelkartuschen), die bei Diebstahl nicht so einfach fortzuschaffen war, aber nur wenig Infanteriemunition (bis einschließlich 8 cm mittlere Werfergranaten).

Um die Baracken herum wurde erst um 1965/66 ein Zaun gezogen. Die Arbeit besorgte die Belegschaft des Munitionslagers in Eigenregie. Dieser Zaun war zweieinhalb Meter hoch und es war in Hochfilzen nichts Besonderes, wenn dieser Zaun bis obenhin eingeschneit war und die Rehe auf den Dächern der Munitionshütten spazieren gingen.

Ab dieser Zeit wurden auch vermehrt Zivilbedienstete als Lagerarbeiter und Hundeführer zur Lagerbewachung eingestellt und befreiten damit die Truppe von dieser ungeliebten Aufgabe. Zu diesen Vertragsbedieneteten gehörten u.a.

* Sebastian „Wast“ Berger als Hundeführer (später Schießanlagenwart am TÜPl),
* Jakob Mitterecker (aus Saalfelden),
* Johann Eder (aus Maishofen).

Diese Zivilbediensteten waren durchgängig gelernte Handwerker (Zimmerer und Maurer), die gleichzeitig mit dem Zaun in Eigenregie auch ein Wachhaus am Südende des Munitionslagers errichteten. Im vorderen Raum hielt sich der Hundeführer mit dem Hund außerhalb der Streifengänge auf, in

rückwärtigen standen Spinde und waren die Pistolen aufbewahrt.

Dieses Munitionslager existierte bis Mitte 1971.[2] 1968 war Major Kaltner TÜPl-Kommandant geworden und ihn störte es, dass auf „seinem“ TÜPl eine Dienststelle untergebracht war, über die er keine Befehlsgewalt hatte. Er betrieb daher ihre Auflösung. Tatsächlich war das Munitionslager Hochfilzen von Beginn weg nur ein Provisorium und mittlerweile waren die Lagerkapazitäten im Loferer Hochtal und in Buchberg hinreichend erweitert, sodass unter dem Kommando des Oberstleutnants Ignaz Klinger die Expositur in Hochfilzen schließlich aufgelöst werden konnte und die Lagerbestände in Lofer und mit Masse in Buchberg aufgenommen wurden.

Von den Bediensteten blieben die meisten in Hochfilzen, weniger als die Hälfte gingen nach Lofer. Wachtmeister Steiner ließ sich in Hochfilzen nieder, Wachtmeister Lang wäre auch gerne da geblieben, musste aber nach Lofer. Toni Rieder (aus Leogang) ging zuerst nach Lofer, kam aber später aber nach Hochfilzen zurück. Emmeran Quehenberger aus Leogang übernahm die Gebäudeaufsicht Hochfilzen der BGV II. In Hochfilzen verblieben ferner

* die Brüder Riedelsperger (Hans als Hundeführer, Alfons als Lagerarbeiter)
* Peter Riedelsberger als Schießanlagenwart in der Asten
* Bartlmä Wimmer (als Vorarbeiter im Lagerzug)
* Seiwald (Feistenau) und Müllauer (Leogang) als Hundeführer
* Kalkschmied
* Fürstauer
* Hans Schmiederer.

Der Zaun wurde abgebaut und die Munitionshütten vorläufig als Behelfslagerraum für allerlei Gerümpel genutzt, bis sie schließlich zusammenfielen und entsorgt wurden. Die letzten Hütten hat man in den frühen Achtzigerjahren beseitigt. Das Wachhaus wurde in ein „Munitionshaus“ für den TÜPl umfunktioniert und die beiden im Munitionslager hinter dem Wachhaus stehenden Munitionskästen eingelagerte Sprengmunition für Blindgänger und Alarmmunition für den TÜPl in das Munitionshaus umgelagert. Später zog dort der Forsttrupp ein.

Das Munitionslager war „feindesgefährlicher Ort“ und durfte auch vor Inkrafttreten des Sperrgebietsgesetzes nicht fotografiert werden. Daher existieren auch keine offiziellen Fotos davon. Auf Fotos der verlegten Truppe zeigt es sich aber gelegentlich: Hier fahren Kampfpanzer M-41 des Salzburger Panzerbataillons 7 vom Lager hinaus zum Schießplatz. Sichtbar sind der Zaun und einzelne Munitionshütten im Hintergrund. Foto: PzB 7.

Quellen:

Freundliche Mitteilungen von RgR Franz Schmid, Saalfelden, und Vzlt iR Wolfgang Lang, St. Johann/T) im Winter 2014.
Karl Becker: Die Heeresversorgung, in: Wolfgang Etschmann und Hubert Speckner (Hrsg.): Zum Schutz der Republik Österreich ... Wien 2005, S. 147 -171.

Fußnoten:

[1] Becker S. 151.

[2] Wolfgang Lang wurde mit Wirkung vom 1. Juli 1971 nach Lofer versetzt.

Dieses Foto entstand bei derselben Gelegenheit, ist aber in Richtung Lager aufgenommen. Im Hintergrund ist die Wachhütte zu sehen. Foto: PzB 7.

Eine undatierte Aufnahme, wohl nach 1971, im Raum Kohlstatt. Im Hintergrund eine der Munitionshütten. Der Zaun existiert nicht mehr. Die leeren Hütten standen noch eine Zeit lang herrenlos herum, ehe sie zusammenfielen.

Das Munitionslager war am Fuße des Auwalds zwischen Kohlstatt und der späteren „alten Biathlonanlage“ angelegt. Zum Zeitpunkt dieser Luftaufnahme existierte es nicht mehr, aber die einzelnen Munitionshütten und insbesondere die Verbindungsstraße zu ihnen sind noch gut zu sehen und zeigen die Lage des Munitionslagers sehr deutlich. Es erstreckte sich vom heutigen Sägewerk bis auf die Höhe des „Kampfhauses“. Die Aufnahme dürfte in den späten Siebzigerjahren entstanden sein.

Der Munitionsunteroffizier Wachtmeister Alois Steiner, der die Expositur des Munitionslagers in Hochfilzen leitete und nach deren Auflösung beim Truppenübungsplatz verblieb. Foto: Emil Unterrainer.

Das Handwerk der Säckler Interview mit Rosi Jöchl

Angela Spiegel

Aus St. Ulrich am Pillersee berichtet uns die pensionierte Säcklermeisterin Rosi Jöchl über ihre Arbeit und von den Veränderungen dieser Zunft in der heutigen Zeit.

Sie spricht hier über die Zunft der Gerber, der Kürschner, der Handschuhmacher und der Säckler. Die alte Berufsbezeichnung Säckler darf man nur tragen, wenn man das Handsticken der Lederhosen beherrscht. Ursprünglich erzeugten die Säckler Beutel für Wasser, Getreide , Geld, Erze usf.

Es gibt drei Arten der Gerbung:

- die Vegetabilgerbung (=pflanzliche) - z. B mit Eichenlohe,
- die Fettgerbung mit Fischtran für Sämischleder (irchene Hosen) Das ist die aufwändigste und hochwertigste Gerbart.

Die Säcklermeisterin Rosi mit 5-nahtiger Hirschlederhose mit Eckblume.

- die Mineralgerbung-Chromgerbung ist heute die am häufigsten angewandte Art, sie ist billiger für die Massenproduktion für Bekleidungs- und Möbelleder.

Der Beruf des Säcklers ist untrennbar mit dem Beruf des Gerbers verbunden. Von ihm bekommt man das schöne, weiche Sämischleder. Dazu sind nur die „Decken“ (Häute) von Hirsch, Reh und Gams geeignet, also echtes Wildleder. Fälschlicherweise wird Leder, nur weil es eine aufgerauhte Oberfläche hat, oft als Wildleder bezeichnet.

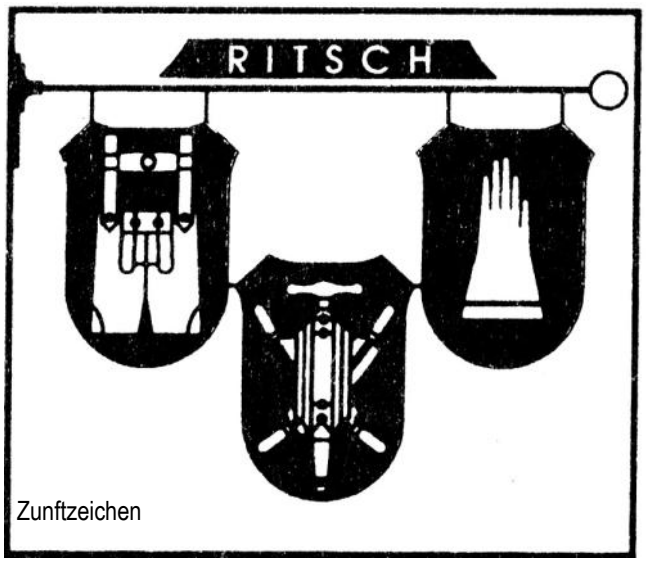
Um eine Partie Sämischleder zu gerben, bedarf es einer Vielzahl von Arbeitsgängen. Auch das Färben mit Blauholzextrakt erfolgt durch mehrmaliges, händisches Einbürsten. Drei bis vier Monate dauert es, bis so eine Partie fertig ist. Vom Gerber erfordert es viel Gespür und Erfahrung, denn eine genaue Rezeptur gibt es nicht. Sämischleder zeichnet sich aus durch besondere Trageeigenschaften - im Winter warm, im Sommer kühl, sie wird auch medizinisch angewandt wegen der Hautfreundlichkeit. Adelige trugen früher sogar Unterwäsche aus Sämischleder.

Heute können die inländischen Lederbekleidungserzeuger gegen die aus dem Ausland mit ihren chromgegerbten, oft minderwertigen Ledern nicht mehr konkurrieren. Die günstigen Ausführungen für die Landhausmode kommen großteils aus China. Allein die Auflagen in punkto Abwasseranlagen bei uns treiben viele Gerber zur Schließung ihrer Betriebe. Außerdem kann chromgegerbtes Leder (z.B. Ziegenvelour) nicht handbestickt werden. Auf alle Fälle geht es mit diesem Handwerk auf oder ab je nach Kundeninteresse.

Bevor wir über die Herstellung einer Lederhose reden, will ich noch den Werdegang unserer Meisterin erzählen.

Rosi Jöchl wurde 1947 in Reith bei Kitzbühel geboren, kam nach der Pflichtschule nach Zams in die Kindergärtnerinnenbildungsanstalt. Als Kindergärtnerin – damals schon mit Montessoriausbildung - war sie in Kitzbühel, Going und im Krankenhaus St. Johann tätig.

Durch die Einheirat in den Gerberbetrieb Ritsch in St. Johann eignete sich Rosi viele Fertigkeiten dieser Zunft an. Mit ihrem Mann gründete sie vor 40 Jahren den eigenen Betrieb im ehemaligen Bruckhäusl an der Grenze zwischen St. Johann und Fieberbrunn. 1984 übersiedelten sie in die neugebaute Gerberei in Fieberbrunn. Da hier bestes Sämischleder zur Verfügung stand, lag die eigene Verarbeitung nahe. Rosi wollte aus eigenem Antrieb das Säcklerhandwerk lernen und so setzte sie sich mit 40 Jahren wieder auf die Schulbank. Eine reguläre Lehre war nicht möglich, weil es keine Säcklerei in der Umgebung gab und wenn, dann waren es Ein-Mann-Betriebe, die keine weiteren Mitarbeiter einstellten. Üblicherweise ist die Säcklerei ein Männerberuf. Der Stellenwert in Tirol war gering, im Salzkammergut und in Bayern dagegen wird er höher geschätzt. Kurz und gut - nach einigen Hürden mit den Behörden konnte Rosi die Berufsschule in Gleinstätten in der Südsteiermark besuchen und im eigenen Betrieb praktizieren. Bereits ein Jahr später (1988) legte sie die Meisterprüfung in Graz und Schladming ab (eine Lederhose und eine Joppe).



Zunftzeichen

Rosi hat neben dem Handwerk noch ein besonderes Steckenpferd gepflegt. Sie lud zwischen 1991 und 1996 immer wieder zu hochkarätigen Kunstausstellungen in die Galerie im Gerberhaus. 1995 organisierte sie eine große Trachtenausstellung in Fieberbrunn unter dem Titel „Irchene Hosen und Röcklgwand“. Nach persönlich turbulenten Jahren gelang es ihr, im Forsthaus in St. Ulrich diesen Faden weiterzuspinnen und auch dort wieder zwischen 2000 und 2012 Ausstellungen zu organisieren.

Die Lederhose - das alpenländische Beinkleid

Hirschlederhose mit Reliefstickerei auf Latz und Hirschgweihl-Ziernaht. Knöpfe aus Rinderhornspitzen, erzeugt in Südtirol.

Den frühesten Nachweis über die Lederhose finden wir um 500 v. Ch. Doch diese Erkenntnis ist nun überholt. Nach dem Fund des „Ötzi“ und der Erforschung seiner Bekleidung muss man feststellen, dass Gerber und Säckler zu den ältesten Handwerken der Menschheit gehören.

„Nach der Gesellenprüfung 1987 begannen meine Nachforschungen im Volkskunstmuseum bei Dr. Herlinde Menardi über die Tradition und Geschichte der Tiroler Lederhose und welchen Stellenwert die Säcklerei in Tirol hat. Die Tiroler Lederhose war immer sehr schlicht, wenig bestickt, mit verschiedenen Knöpfen aus Steinnuss, Bein oder sehr aufwändige aus Rinderhornspitzen, die in Südtirol gefertigt wurden. Gleichzeitig kaufte ich mir eine kunstvoll gestickte alte Lederhose, um sie Stich für Stich aufzutrennen, damit ich auf den Verlauf des Fadens beim Sticken komme. Die Grundmotive der Stickerei auf dem Latz kannte ich aus der Bauernmalerei.“

Sie werden mittels Schablone mit einem Federkiel und Eiweiß auf das Leder aufgezeichnet. Gestickt wird mit Seide - in Tirol weiß, in der Steiermark und in Bayern grün. Diese Art der Stickerei nennt man Reliefstickerei. Bestimmte Muster, wie das Hirschgweihl und „S“-Laub zieren die drei-, fünf - oder siebennahtigen Hosen. *„Das Sticken und manch andere “Berufsgeheimnisse“ der Säckler musste man sich selber mühsam erarbeiten. Zu dem Handwerk gehört eine Portion Idealismus, denn das Handsticken erfordert viel Zeit, die man dem Kunden nicht voll verrechnen kann. “Eine gute Nadel muss man hüten wie ein Goldstück“, sagte mir ein Meister, denn das gute Werkzeug wird wegen einiger Kleinbetriebe nicht mehr hergestellt.*

Meine Maßwerkstatt wurde eröffnet und mein Anspruch war, sich von jeglicher Industrieware abzugrenzen und nur eigenes Sämischleder von Hirsch, Gams und Reh zu verarbeiten. Bereits zur gleichen Zeit wurde der Markt mit ausländischer, industriell gefertigter Ware überschwemmt. Meine Einstellung hat mir Recht gegeben.

Durch den Meisterbetrieb für beide Handwerke war es auch möglich, die eigenen Kinder als Lehrlinge für die Gerberei und Säcklerei auszubilden. Heute findet man die Berufschule in Hall unter dem Begriff Bekleidungsgestalter.“

In den ersten Jahren war die mehr oder weniger bestickte Kniebundhose am begehrtesten. Eine solche besteht aus über 50 Einzelteilen. Das Maßnehmen, Schnittzeichnen und Zuschneiden gehören zu den wesentlichen Arbeiten des Meisters. Im Vergleich zu Stoff hat Leder eine ungleichmäßige Stärke und Dehnbarkeit, was beim Zuschnitt genau berücksichtigt werden muss. Heften, stecken, auftrennen und das Anprobieren ist bei Lederbekleidung nicht möglich. Für Futter und Taschen wird Sämisch-Rehleder verwendet, früher wurde dieses Leder auch als Fensterleder verwendet. Geklebt wird mit Mehlpapp. Die Wendspindel dient zum Flachklopfen der Nähte.

Die Farbe der Hosen spielte auch eine große Rolle. Die Vereine trugen überwiegend schwarze Hosen, auch heute noch. Altschwarz und altbraun wurden immer gebräuchlicher und in meiner Schaffenszeit bevorzugte ich auch beige-grau (altgold) im Besonderen für die langen Hosen.

„Die Zeit blieb nicht stehen und viele Kunden wünschten sich eine lange Lederhose, die sie im Alltag tragen konnten. So kreierte ich eine klassische, lange Hirschlederhose, die von nun an eine Erfolgsgeschichte war. Meine große Trachtenausstellung 1995 brachte manche Erkenntnis, auch, dass seit jeher lange Lederhosen gebräuchlich waren, z. B. brachte mir Anderl Feller (Kitzbühel) eine alte, lange, fast modisch anmutende Hirschlederhose, dazu zweifarbige Strümpfe, die man, wie Gamaschen über der Hose getragen, vor hundert Jahren zum Holzarbeiten angezogen hat.

Statt der heute allgegenwärtigen Jeans als Arbeitshosen bestellten Schmiede und Steinmetze solche aus besonders dicken Hirschdecken und auch eine „Sauschneiderhose“ wurde einmal bei mir in Auftrag gegeben. Es gab auch lustige und knifflige Begebenheiten, wenn das Maßband (150 cm) für den Bauchumfang nicht reichte und vier große Hirschdecken für eine Hose herhalten mussten.

Das Säcklerhandwerk war für mich eine Berufung und ich habe es mit Leidenschaft ausgeübt. Jede Kundschaft wurde ausführlich beraten über das Leder und die Ausführung der Arbeit. Das Angebot, bei der Anfertigung zuzuschauen, wurde mit Anerkennung und Vertrauen belohnt. Jedes Stück war ein Unikat. Das schätzen die Kunden, zu wissen, wo kommt mein Produkt her, wer hat es gemacht, welche Mühe und welche Fertigkeiten stecken in dem Endergebnis. Das gilt sicher auch für alle anderen Handwerksarbeiten.“

A sprichei:

adiam a leit hintalåssnt an bråndfleck, ônara ôwa a liacht.
Manche Menschen hinterlassen einen Brandfleck, andere ein Licht.

Herausgeber und für den Inhalt verantwortlich: Heimatverein Pillersee, Kirchweg 2, 6391 Fieberbrunn

mail: johann.bachler@gmail.com